



Leseprobe aus Scheller und Rohloff, Habitus und Geschmack
in der Sozialen Arbeit, ISBN 978-3-7799-6318-9 © 2021 Beltz Juventa
in der Verlagsgruppe Beltz, Weinheim Basel
[http://www.beltz.de/de/nc/verlagsgruppe-beltz/
gesamtprogramm.html?isbn=978-3-7799-6318-9](http://www.beltz.de/de/nc/verlagsgruppe-beltz/gesamtprogramm.html?isbn=978-3-7799-6318-9)

Inhalt

Vorwort <i>Friedhelm Vahsen</i>	7
I Einführung	
Zum Stellenwert der Konzepte ‚Habitus‘ und ‚Geschmack‘ in der Sozialen Arbeit: Forschungsbefunde und Forschungslücken <i>Gitta Scheller</i>	10
II Zugänge zum Studium der Sozialen Arbeit und Passungen zur Fachkultur	
„Stachel im Fleisch der herrschenden Systeme“ oder Instanz zur „Umstellung und Erziehung“: Habitus- und milieuspezifische Zugänge von Studierenden zur Sozialen Arbeit <i>Lena Loge</i>	40
Die Bedeutung von Habitus und Gesellschaftsbildern von (ehemaligen) Studierenden für das Studium der Sozialen Arbeit und der Erziehungswissenschaft <i>Kerstin Heil, Catrin Opheys, Natalie Pape, Helmut Bremer, Andrea Lange-Vester</i>	53
III Habitussensibilität als ‚neue‘ Professionalität? Überlegungen zu einer habitussensiblen Praxis in der Sozialen Arbeit	
Auf Spurensuche. Über die Bedeutung des Habituskonzeptes für Professionalität in der Sozialen Arbeit <i>Stefanie Massah</i>	84
Habitussensible Beratung in der Sozialen Arbeit – „Eine unlösbare Aufgabe“? <i>Martin Schmidt</i>	113

**IV Die Bewohner*innensicht auf das eigene Wohngebiet
und Plädoyer für eine Blickfelderweiterung
der sozialraumorientierten Sozialen Arbeit**

Sozialer und physischer Raum –

Die Wahrnehmung von zwei Wohngebieten in Köln

Felix Leßke und Jörg Blasius

138

Zur Notwendigkeit einer sozialraumorientierten Sozialen Arbeit
unter Berücksichtigung von Habitus und Geschmack:

Interventionen im Sozialen Raum

Sigurður A. Rohloff

166

**V Geschmackliche Vorlieben von Sozialarbeiter*innen:
Welche Musik-, Kleidungsstile und Fotomotive sie (nicht)
mögen, was sie für Kunst halten und was das mit der Praxis
der Sozialen Arbeit zu tun haben könnte**

„Von kreativen Sozialarbeiterinnen, die gerne Metal und Punk
hören“: Präferenzsysteme des Geschmacks im Sozialen Sektor.

Quantitative Auswertung einer Online-Befragung mit Hilfe
von Korrespondenzanalysen

Sigurður A. Rohloff

192

Das Bild eines sabbernden am Boden liegenden Obdachlosen als
Kunst? Explorative Studie über ästhetische Einstellungen
von Sozialarbeiter*innen

Gitta Scheller, mit einem Exkurs von Sigurður Rohloff

225

Autorinnen und Autoren

Zum Stellenwert der Konzepte ‚Habitus‘ und ‚Geschmack‘ in der Sozialen Arbeit: Forschungsbefunde und Forschungslücken

Gitta Scheller

1 Einleitung

Ziel des vorliegenden Sammelbandes ist es, zentrale Elemente der Bourdieu'schen Theoriekonzeption – Habitus und Geschmack – für Analysen im Bereich der Sozialen Arbeit fruchtbar zu machen. Dazu werden vorab beide Konzepte erörtert (Kap. 1), der Forschungsstand zu Habitus (Kap. 2) und Geschmack (Kap. 3) im Bereich der Sozialen Arbeit skizziert und abschließend (Kap. 4) die Beiträge dieses Sammelbandes vorgestellt.

Pierre Bourdieu hat mit seinen Forschungen und Theorien zu Habitus und Geschmack (1979/1982) den Blick vor allem auf die Wirkweisen und die Entschleierung der Macht- und Herrschaftsmechanismen in einzelnen Feldern der Gesellschaft gelenkt. Über die Verfügung ökonomischen (z. B. Geld), sozialen (z. B. Netzwerke) und vor allem kulturellen Kapitals (z. B. Bildung oder die Fähigkeit, einen Hummer zu essen), über habituelle Dispositionen, über Legitimitätsansprüche des Geschmacks und Distinktionen sowie symbolische Konflikte „um die Geltung von Lebensstilen und Kultur“ (Rössler 2009, S. 310) werden Klassenunterschiede erzeugt und immer wieder erneut soziale Ungleichheiten produziert (vgl. Bourdieu 1979/1982; Bourdieu/Passeron 1971). Im Mittelpunkt von Bourdieus Analysen steht die Frage, über welche Mechanismen es gelingt, bestimmte Personen aus bestimmten Feldern – dem höheren Bildungssystem, der Kunst oder der Politik – fernzuhalten oder herauszudrängen.

Da die Verringerung sozialer Ungleichheiten und die Integration gesellschaftlich Ausgegrenzter explizite Aufgaben der Sozialen Arbeit sind, wäre anzunehmen, dass sich diese Frage für die Soziale Arbeit gar nicht stellt und es sich nicht lohnt, Bourdieus Konzepte auf die Soziale Arbeit zu übertragen. Dagegen lässt sich argumentieren, dass die Mechanismen der Reproduktion sozialer Ungleichheiten auch unbewusst ablaufen können und sich der Glaube an die Verringerung sozialer Ungleichheiten in der Sozialen Arbeit (ähnlich wie der Glaube an die Chancengleichheit im Bildungssystem) als Illusion erweisen könnte. Es ist also wichtig, auch die Praxis der Sozialen Arbeit im Hinblick auf Prozesse des Fernhaltens und Herausdrängens zu erforschen und zu re-

flektieren, wie derartige Mechanismen präventiv zu unterbinden sind. Darüber hinaus ist aber auch ganz allgemein zu fragen, welche neuen Erkenntnisse mit den theoretischen Denkwerkzeugen Bourdieus möglich sind und wie mit ihrer Hilfe zu einer gelingenderen Sozialen Arbeit beigetragen werden kann.

Bei der Erzeugung sozialer Ungleichheiten spielt der Habitus eine zentrale Rolle (vgl. unten). Er ist definiert als kohärentes Schema der Wahrnehmung, des Denkens, Handelns und Klassifizierens (vgl. Bourdieu 1979/1982, S. 277 f.). Dem Habitus wird ein einheitsstiftendes „Erzeugungsprinzip aller Formen von Praxis“ (Bourdieu 1979/1982, S. 283) zugeschrieben, d. h. dass sich Lebensstile auf ein einheitliches Muster zurückführen lassen. Der Habitus manifestiert sich als übergeordnetes Prinzip in allen Praxisformen: wie Menschen wohnen, was und wie sie essen, oder wie sie beispielsweise ein Bild rezipieren oder den Urlaub gestalten.

Der Habitus wird nach Bourdieu vor allem während der Sozialisation im familialen Milieu erworben (vgl. Fuchs-Heinritz/König 2011, S. 119) und ist gesellschaftlich durch die Stellung der Menschen in der sozialen Struktur geprägt. Beim Habitus handelt es sich um einverlebte Strukturen. „In den Dispositionen des Habitus ist [...] die gesamte Struktur des Systems der Existenzbedingungen angelegt, so wie diese sich in der Erfahrung einer besonderen sozialen Lage mit einer bestimmten Position innerhalb dieser Struktur niederschlägt“ (Bourdieu 1979/1982, S. 279).

Zentral wird der Habitus nach Bourdieu durch die Klassenzugehörigkeit geprägt. „Im Habitus eines Menschen kommt das zum Vorschein, was ihn zum gesellschaftlichen Wesen macht: seine Zugehörigkeit zu einer bestimmten Gruppe oder Klasse und die ‚Prägung‘, die er durch diese Zugehörigkeit erfahren hat“ (Treibel 1993, S. 210).

Der Habitus wird nicht nur innerhalb eines klassenspezifischen Milieus erworben. Durch den Habitus reproduzieren sich nach Bourdieu auch die sozialen Existenzbedingungen, auf die er zurückgeht (vgl. Fuchs-Heinritz/König 2011, S. 114), indem sich Menschen „die engere und die weitere soziale Welt“ (ebd.) danach aussuchen und einrichten, dass die mit dem Habitus verbundenen Einstellungen und Bewertungen darin auch zur Geltung kommen (vgl. ebd.). So fühlen sich nach Bourdieu Menschen besonders wohl, d. h. wie ein ‚Fisch im Wasser‘, unter Bedingungen, die denen gleichen, unter denen sich der Habitus entwickelt hat. Unter Bedingungen, die der Habitus nicht kennt, fühlen sich Menschen dagegen unwohl, desorientiert und unsicher (vgl. Fuchs-Heinritz/König 2011, S. 121 ff., S. 130). Dies kann z. B. der Fall sein, wenn Jugendliche mit der Schulklasse eine Theateraufführung aufsuchen, die mit den Eltern noch nie ein Theater aufgesucht haben. Ihnen ist der im Theater geltende Verhaltenskodex nicht bekannt.

Der Habitus bleibt im Regelfall relativ stabil, bzw. er modifiziert sich nur geringfügig während des Lebenslaufs. Bourdieu bezeichnet die Trägheit des

Habitus als Hysteresis-Effekt (1979/1982, S. 238). Nur im Extremfall kommt es zu einer umfassenderen Habitustransformation (vgl. El-Mafaalani 2012).

Habitus bedeutet immer auch „Positionierung und damit auch Positionskämpfe“ (Lange-Vester/Teiwes-Kügler 2014, S. 180), z. B. in Form von „Abneigungen gegen Praxisformen und Auffassungen anderer sozialer Klassen“ (ebd.).

Dass der Habitus bei der Reproduktion sozialer Ungleichheiten eine zentrale Rolle spielt, haben Bourdieu und Passeron (1964/1971) u. a. für das französische Bildungssystem empirisch nachgewiesen. Ihre Befunde zeigen, dass die in den Hochschulen ungleich nach Klassen vertretenen Studierenden das Ergebnis einer Eliminierung der Kinder aus unterprivilegierten Klassen sind (vgl. ebd., S. 20). So orientiere sich das höhere Bildungssystem vor allem an den kulturellen Praxisformen der oberen Klassen, z. B. an deren elaborierter Sprache (vgl. ebd., S. 31), deren Geschmack, deren Einstellungen bzw. Bildungsaspirationen, deren Vertrautheit mit Kunst und Kultur (vgl. ebd., S. 35), deren Art der Zeiteinteilung (vgl. ebd., S. 48), deren Selbstdisziplin sowie an deren Regeln und sozialen Umgangsformen (vgl. ebd., S. 51). Diese bereits im Rahmen der primären Sozialisation in der Familie erworbenen kulturellen Kompetenzen erleichtern es Kindern aus höheren Klassen, sich im Hochschulsystem zurechtzufinden (vgl. ebd., S. 35). Für die Kinder aus unterprivilegierten Klassen, die i. d. R. eine ‚einfachere‘ Sprache sprechen und andere Umgangsformen im Rahmen der familialen Sozialisation erlernt haben, bedeutet das höhere Bildungssystem dagegen einen Akkulturationsprozess. Sie müssen die ‚gebildete‘ Sprache, die Umgangsformen, die „Techniken der intellektuellen Arbeit“ (vgl. ebd., S. 32) und das Selbstbewusstsein, dass es z. B. erfordert, im Hörsaal in den vorderen Reihen zu sitzen (vgl. ebd., S. 51), erst mühsam erlernen. Bourdieu und Passeron (1964/1971) schlussfolgern, dass die Chancengleichheit im Bildungssystem eine Illusion und das Bildungssystem alles andere als neutral gegenüber dem klassenspezifisch verteilten kulturellen Kapital bzw. dem Klassenhabitus sei. Indem das Bildungssystem die kulturellen Fähigkeiten der oberen Klassen voraussetze und nicht selbst vermittele und so auch keine Passung zum Habitus der unterprivilegierten Klassen herstelle, trage es zur Eliminierung der „Klassen, die am weitesten von der akademischen Bildung entfernt sind“ (ebd., S. 226) und damit zur Perpetuierung der Sozialordnung (vgl. ebd., S. 191) bei.

Auch der Geschmack als Teil des Habitus und definiert als „Fähigkeit, über ästhetische Qualität unmittelbar und intuitiv zu urteilen“ (Bourdieu 1979/1982, S. 171) und entsprechend auszuwählen, ist nach Bourdieu ein Erzeugungsprinzip sozialer Ungleichheit. So erfahren die mit dem Habitus verbundenen Geschmacksvorstellungen eine unterschiedliche gesellschaftliche Anerkennung, wobei sich der Geschmack der oberen Klassen (vgl. Bourdieu 1979/1982) u. a. in der Welt der Kunst, der Architektur, des Essens, der exklusiven Kleidung

und des exklusiven Wohnens (vgl. Harth/Scheller 2012, S. 146 ff.) etc. stets als allgemein anerkannter durchsetze.

Indem der Geschmack „eine klassenspezifische soziale Praxis in Form von Lebensstilen bedingt, die auf der symbolischen Ebene die Grenzen zwischen den sozialen Klassen deutlich markierten“ (Rössler 2009, S. 316) und sich Menschen „durch die von ihnen praktizierten Lebensstile und den darin zum Ausdruck kommenden Geschmack [abgrenzen, d. V.]“ (ebd., S. 311), reproduzieren sich die Klassen. „Lebensstile und Geschmack haben also die Funktion der sozialen *Distinktion*, der symbolischen Abgrenzung und der Abhebung der herrschenden Klassen von den anderen sozialen Klassen“ (Rössler 2009, S. 329) (zu den klassenspezifischen Geschmacksausprägungen vgl. die Beiträge von Gitta Scheller und Sigurður Rohloff in diesem Buch).

Hinzu kommt, dass sich Menschen eher zu Menschen mit ähnlichem Geschmack hingezogen fühlen. Der Geschmack, d. h., „was ich esse, schön oder hässlich finde, weist mich [...] als Angehörige oder Angehörigen einer bestimmten sozialen Klasse aus“ (Reinecke 2017, S. 376) und verbindet mich mit Menschen gleichen Geschmacks. Menschen ‚wählen‘ z. B. ihre*n Lebenspartner*in überwiegend innerhalb der gleichen Klasse oder Geschmacksgruppe aus (vgl. Peuckert 2020, S. 59 f.) und separieren sich räumlich – je nach Lebensstil – in bestimmten Wohngebieten, was in der Stadtsoziologie unter den Schlagworten der Gentrifizierung und Segregation verhandelt wird (vgl. Rössler 2009, S. 330 f.; Spellerberg/Schneider 1999). So entstehen klassenmäßig mehr oder weniger geschlossene Verkehrskreise. Man bleibt ‚unter sich‘, kultiviert den eigenen Lebensstil und grenzt sich – bewusst oder unbewusst – gegenüber Menschen mit anderem Geschmack oder Lebensstil ab.

In vielen professionellen Arbeitsfeldern, insbesondere jenen, die sich mit sozialen Ungleichheiten befassen, hat Bourdieu Spuren hinterlassen. Er hat insbesondere (aber nicht nur!) ungleichheitskritische Analysen im Bildungsbereich (vgl. z. B. Bremer 2007; Lange-Vester/Teiwes-Kügler 2014; Lange-Vester/Sander Hg. 2016; Lange-Vester/Schmidt Hg. 2020; Grunau 2016; Van Essen 2013; Erler/Laimbauer/Sertl 2011; Hild 2019; Brake 2006), in der Geschlechterforschung (vgl. z. B. Thon 2016; Engler 2013), im journalistischen (vgl. Lueg 2012, S. 15 f.) und im kulturellen Bereich angeregt. Studien, die den Geschmack zum Gegenstand haben, beschäftigen sich auffällig häufig mit der (elitären) Besucherstruktur von Ausstellungen zeitgenössischer Kunst (vgl. Zahner 2010), der Nutzung hochkultureller Angebote (vgl. Gerhards 2008), den kulturellen Aktivitäten als Mittel der Distinktion und Statussicherung (vgl. Huth/Weishaupt 2009, S. 239) oder der Frage, welche Merkmale der Kulturindustrie und der Kunst konstitutiv für Lebensstile sozialer Gruppen sind (vgl. Fröhlich/Mörth 1994). Bei Geschmacksfragen steht vor allem der Musikgeschmack im Zentrum. Auch er wird bevorzugt unter einer ungleichheitstheoretischen Perspektive untersucht (vgl. Rössler 2009a, S. 239; Ackermann 2019, Otte 2009;

Sultanian o. J, S. 18 f.), wenn es z. B. um das Bewerten von Musik sowie das Abgrenzen mittels des Musikgeschmacks geht (vgl. Berli 2014).¹

In der Stadtsoziologie und der Geografie hat Bourdieu Reflexionen über den Zusammenhang von Habitus und Stadt angeregt. Einige Autoren, z. B. Lindner (2003) oder Musner (2009) gehen davon aus, dass Städte – wie Personen – über einen Habitus im Sinne Bourdieus verfügen, der zum Erzeugungsprinzip von Lebensstilen werde (Lindner 2003, S. 46, S. 52). Für Lindner „bildet jede Stadt einen spezifischen Charakter aus, der sich quasi biographisch entwickelt und der spezifische Lebensstile der Bevölkerung und ihre Repräsentation stets in Relation zu anderen Städten hervorbringt“ (Frank 2012, S. 292). Löw dagegen verwirft die Übertragung des Habituskonzepts auf Städte. Sie nimmt an, dass Städte eigenlogische Strukturierungen aufweisen und „Sinnwelten darstellen, die in den Habitus der Bewohner eingehen“ (Löw 2008b, S. 89, zit. nach Frank 2012, S. 293).

Bourdieu analytische Konzepte und Forschungen zum Habitus und zum Geschmack im Frankreich der 1960er und 1970er Jahre haben auch im Bereich der Sozialen Arbeit Spuren hinterlassen.

2 Der Habitus im Feld der Sozialen Arbeit

Im Bereich der Sozialen Arbeit wurde der Habitusbegriff von Bourdieu vor allem im Rahmen der Forschungen zur Professionalisierung der Fachkräfte der Sozialen Arbeit aufgegriffen. Er bildet die Grundlage für zahlreiche empirische Studien², die der Frage nachgingen, ob und inwieweit das Studium der Sozialen Arbeit zur Bildung eines professionellen Habitus beiträgt.

Was Professionalität bzw. einen professionellen Habitus in der Sozialen Arbeit ausmacht, wird kontrovers diskutiert (vgl. Harmsen 2014). Ebert versteht z. B. unter einem professionellen Sozialarbeiter*in-Habitus ein auf wissenschaftlichen Beschreibungen und Erklärungen und an wissenschaftsbegründeten Arbeitsweisen und Methoden sowie den Menschenrechten orientiertes soziales Handeln (vgl. Ebert 2010, S. 199). Für Müller-Hermann und Becker-Lenz (2014) setzt sich der professionelle Habitus der Sozialen Arbeit (nicht vollkommen kontrovers zum Verständnis bei Ebert) aus einer a) berufsethischen Grundhaltung, b) der Fähigkeit zur Gestaltung von Arbeitsbündnissen sowie c) der Fähigkeit des Fallverstehens unter Bezugnahme auf wissenschaftliche

1 Es lassen sich noch mehr disziplinäre Forschungskontexte mit Bezugnahme auf Bourdieu identifizieren (vgl. dazu z. B. Lenger/Schneickert/Schumacher 2013, S. 28 ff.).

2 Ein Teil der Studien im Kontext der Professionalisierungsdebatte nimmt keinen Bezug auf Bourdieus Habituskonzept (z. B. Busse/Ehlert 2012, S. 87; Schallberger 2012), sondern favorisiert z. B. das Konzept der professionellen Identität, wie z. B. Harmsen (2014, S. 2).

Erkenntnisse (S. 137) zusammen (vgl. dazu auch den Beitrag von Stefanie Masch in diesem Buch). Der professionelle Habitus wird als „ein Teil des Gesamthabitus einer Person“ (Müller-Hermann/Becker-Lenz 2014, S. 137) angesehen, der sich „aus dem schon vor Beginn einer Ausbildung vorliegenden Gesamthabitus heraus[bildet, d. V.]“ (ebd., S. 137). Die Ausbildung eines professionellen sozialarbeiterischen Habitus wird als zentrale Aufgabe des Studiums (vgl. ebd., S. 135 f.) sowie der ersten Berufsjahre angesehen. Ob das gelingt bzw. inwieweit eine Modifikation des persönlichen alltagstheoretisch basierten hin zu einem professionellen, wissenschaftsbasierten Habitus im Laufe des Studiums und der anschließenden beruflichen Praxis erfolgt, ist auch (aber nicht nur) unter Bezugnahme auf das Habituskonzept von Bourdieu empirisch untersucht worden. Im Folgenden werden einige der Studien vorgestellt.

Thole und Küster-Schapfl (1996, S. 831) untersuchten z. B. auf der Basis narrativer, biographischer Interviews berufsorientierte Deutungsmuster, Handlungspläne und fachliches Wissen von sozialpädagogischen Akteur*innen (Sozialarbeiter*innen und -pädagog*innen, Lehrer*innen, Kindergärtner*innen, Freizeit- und Kulturpädagog*innen) in der außerschulischen Kinder- und Jugendarbeit. Mit welchem Wissen begründen sie ihr Können und Handeln in der beruflichen Praxis (vgl. ebd.)? Zwar nehmen die Autoren Bezug auf Bourdieus Habitusdefinition (vgl. ebd., S. 835). Im Rahmen der fallübergreifenden Analyse der beruflichen Habitualisierung spielt sie aber keine Rolle mehr. Gleichwohl ist das Ergebnis ihrer Studie interessant. Thole und Küster-Schapfl zeigen, dass die in der außerschulischen Kinder- und Jugendarbeit Tätigen bei der Herstellung einer professionellen Praxis ihren biographischen Ressourcen mehr trauen als einer wissenschaftlich untermauerten Fachlichkeit und dass sie ihrem Studium eine eher geringe Bildungswirkung zuschreiben (vgl. ebd., S. 831, S. 845). Nachfolgende Studien kommen zu ähnlichen Befunden hinsichtlich der Aneignung eines professionellen Habitus im Studium der Sozialen Arbeit (vgl. z. B. Thole/Wegener/Küster 2005, S. 200, S. 206), d. h. „dass sich eine eher marginale Veränderung des Habitus im Kontext der beruflichen Prägung“ (Schultz 2011, S. 36 f., S. 116) herausgestellt hat und dass „im Hinblick auf die berufliche Praxis nicht ausschließlich auf Wissensbestände der Studienzeit zurückgegriffen [wird, d. V.], sondern auf Alltagserfahrungen und persönliche Ressourcen, welche im Zuge des beruflichen Handlungsfeldes modifiziert werden“ (ebd., S. 37). Dass das Studium nicht zu Veränderungen tief liegender Habitusmuster geführt hat (vgl. Schultz 2011, S. 157), ist auch das Ergebnis von Schultz, der zwei Fallanalysen zur Thematik durchführte.

Becker-Lenz und Müller (2009) sind im Rahmen einer viereinhalbjährigen Längsschnitt- und Querschnittuntersuchung von neun Studierenden der Sozialarbeit und Sozialpädagogik an einer Schweizer Fachhochschule mit dualen Ausbildungsmodell den Habitusbildungsprozessen von Anfang bis gegen Ende des Studiums nachgegangen: Sie interessierten sich für die Frage, ob „das Stu-

dium Habitusbildungsprozesse anzuregen und zu unterstützen [vermag, d. V.]“ (ebd., S. 11). Sie gehen zwar auf den Habitusbegriff von Bourdieu ein (vgl. ebd., S. 13 ff.), orientieren sich letztendlich aber am Oevermann'schen Habitusbegriff, der differenzierter sei (vgl. ebd., S. 15, S. 21). Den Habitus verstehen sie als „Kompetenzbegriff“ (ebd., S. 21), der die in der Sozialen Arbeit Tätigen zum professionellen Handeln befähige. Sie stellen fest, dass sich der „Habitus bei den von uns untersuchten Fällen in den beruflich relevanten Punkten kaum verändert [hat, d. V.]“ (Becker-Lenz/Müller 2009, S. 331), worauf u. a. eine eingeschränkte wissenschaftliche Deutung der Fallproblematik, fehlende Konzepte bei der Interpretation von Klient*innenaussagen und zu geringe Kenntnisse von deren spezifischen Sozialbezügen etc. hinweisen. Becker-Lenz und Müller führen das in Anlehnung an Bourdieu auf die Trägheit des Habitus zurück (vgl. ebd., S. 331). „Die berufliche Praxis der Studierenden wird bis zum Ende des Studiums sehr von den berufsrelevanten Teilen der Formation des Gesamthabitus bestimmt, wie er zu Beginn des Studiums vorliegt“ (Müller-Hermann/Becker-Lenz 2014, S. 137).

Vorheyer (2012), die fallvergleichend die Grenzen der Professionalisierung durch die vorberufliche Sozialisation, „und deren Auswirkungen auf die sozialarbeiterische Praxis“ (ebd., S. 51) untersuchte³, stellt fest, dass die Berufspraxis von „den berufsbiographischen Vorprägungen“ (ebd., S. 63) und damit von alten Wahrnehmungs- und Handlungsmustern und der ursprünglichen Berufsidentifikation beeinflusst ist, was sich als Barriere der Professionalisierung in der Sozialen Arbeit erwies (vgl. Vorheyer 2012, S. 64) und von Vorheyer – angelehnt an Bourdieu – als Trägheit des Habitus interpretiert wird (vgl. ebd.).

Cloos (2006) wählte einen ethnografischen Zugang. Er interessierte sich für den Stellenwert der sozialpädagogischen Ausbildung für die Herausbildung eines beruflichen Habitus und „ob sich ähnliche oder auch ganz andere Deutungsmuster und Handlungspraxen entdecken lassen, wenn man die MitarbeiterInnen [in der Kinder- und Jugendhilfe, d. V.] nicht nur befragt, sondern sie auch in ihrer beruflichen Praxis beobachtet und daran teilnimmt“ (Cloos 2006, S. 146). Dazu vergleicht er ‚beruflich-habituelle Profile‘ (ebd., S. 146), wobei der berufliche Habitus angelehnt an Bourdieu „als ein (berufs)biografisch erworbenes System von Wahrnehmungs-, Deutungs- und Handlungsschemata auf der Basis von verschiedenen Dispositionen und Interessen aufgefasst“ (Cloos 2006, S. 154) wird. Im Ergebnis zeigt seine Studie, dass in den Selbstwahrnehmungen der Befragten die eigenen pädagogischen Orientierungen eher unterschätzt und in den Interviews mit den Befragten „mehr habitualisierte sozialpädagogische Deutungsmuster deutlich werden“ (ebd.,

3 Grundlage bilden Expertinneninterviews mit „zwei Sozialarbeiterinnen, die im Rahmen einer staatlichen Beratungsstelle zu sexuell übertragbaren Krankheiten mit der Gesundheits- und Sozialarbeit in der Prostitutionsszene tätig sind“ (ebd., S. 51).